

Christoph Blumhardt heute.

Was war die Botschaft des 57 Jahre alten Christoph Blumhardt an die Metallarbeiter in Göppingen am 19. Juni 1899?

„Ihr seid auf dem richtigen, dem rechten Weg, nicht auf dem falschen, wie die meisten meiner Pfarrerskollegen meinen. Und ich gehe mit Euch!“ Dabei berief er sich auf den Herrn seiner Kirche, Jesus Christus. Der war für die Arbeiter in Göppingen kein Unbekannter. Fast alle waren getauft, die meisten konfirmiert, und sie hatten auch in der Schule von diesem Jesus gehört, manchmal ihn sogar zitiert, wenn sie mit ihren Pfarrern stritten. So wundert es nicht, wenn Blumhardt feststellt: „Diese ehren mich, wie sie sagen, als den ersten Nachfolger Jesu Christi.“

Blumhardt dachte, wie sie, an eine „völlig neue Gesellschaft“. Und die war Blumhardt zumindest ein Schritt hin zu dem Reich, von dem Jesus im Vaterunser uns beten lehrt: „Dein Reich komme“.

Die evangelische Landeskirche in Württemberg war für Blumhardt ein Teil der alten, vergehenden Gesellschaft, und da er nicht zur Wehleidigkeit neigte, wunderte er sich nicht darüber, dass diese Kirche ihm ohne lange Prüfung den Pfarrertitel entzog.

Die Partei, der Blumhardt sich anschloss und für die er dann in Göppingen für den Landtag kandidierte – und gewann, war noch geprägt durch die Sozialistengesetze von 1878 bis 1890. Ausgestoßen aus der bürgerlichen Gesellschaft, hatte sich diese Partei eine Parallelgesellschaft geschaffen, in der es sich auch leben ließ: Die Gewerkschaften, die Konsumgenossenschaften, die Arbeitersportvereine, Arbeitergesangvereine, die „Naturfreunde“, die es bis heute gibt.

Es gab Parteien, die sich zur „bürgerlichen Gesellschaft“ zählten und eine andere, die nicht dazu gehörte. Wie sehr dies die Sozialdemokraten schmerzte, zeigte sich dann 1914, als der 72-jährige Blumhardt mit ansehen musste, wie seine Partei von der patriotischen Begeisterung angesteckt wurde, während der alte Blumhardt nur die Katastrophe kommen sah.

Wer die Aufgaben und die Atmosphäre eines Landtags kennt, wundert sich nicht darüber, dass Blumhardt sich dort nicht wohlfühlte und eine neue Kandidatur – übrigens auch eine für den Reichstag – strikt ablehnte. Im Landtag wurde nicht die neue Gesellschaft gezimmert, da standen auf der Tagesordnung, wie heute auch, Fragen der Verwaltung, der Polizeiorganisation, des Schuletats. Blumhardt war kein Träumer, er verstand sehr wohl, dass dies alles auch sein musste, aber brauchte es dazu ihn?

Dass das Reich, das Blumhardt kommen sah und an dessen Kommen er gerade als Sozialdemokrat mitwirken wollte, ein Reich des Friedens war, musste er nicht ausdrücklich sagen, es verstand sich von selbst. Krieg, so hätte er schon damals formulieren können, sollte nach Gottes Willen nicht sein. Und nun musste er die Urkatastrophe Europas im 20. Jahrhundert erleben, in die die europäischen Völker wie Betrunkene hineinstolperten, erst begeistert, dann so verbissen in das Ziel des Sieges, so dass das Morden mit moderner Technik mehr als vier Jahre dauern konnte. Für Blumhardt war das, was seine Kirche an Kriegstheologie beizutragen hatte, ein Beweis dafür, dass sie der alten, vergehenden Gesellschaft angehörte. Dass seine Partei, die Sozialdemokratie, sich von der nationalen Begeisterung mitreißen ließ, tat ihm weh. Und so war er 1915, als der – noch ziemlich unbekannte – Karl Barth ihn besuchte, der einzige Protestant in Deutschland, mit dem er sich sofort verständigen konnte.

Dass die Sozialdemokraten, wie die anderen Parteien, in dem Gefühl handelten, dass man Deutschland den Krieg aufgezwungen hatte, dass man daher dem Vaterland in seiner Not beizustehen hatte, mag auch mit der lange unterdrückten Sehnsucht zusammenhängen, auch dazuzugehören, nicht mehr ausgestoßen zu sein. Wenn der Kaiser keine Parteien mehr kannte, nur noch Deutsche, dann gehörten sie endlich dazu, und das war gut so. Für Christoph Blumhardt war das nicht gut so. Wo man sich gegenseitig umbrachte, sollten die Träger eine neuen Gesellschaftsidee nicht dazu gehören.

Das blieb dann so in der Republik von Weimar, die eigentlich eine Republik von Versailles war. Denn die meisten Deutschen empfanden sich nicht als Schüler

Schillers oder Goethes, sondern als Opfer des eines Vertrags, der sie so sehr demütigte, dass sie gar nicht mehr wahrnehmen konnten, dass sie eben auch Täter gewesen waren und weiterhin auch Täter blieben. In diesem Deutschland, das im Grunde nicht friedensfähig war, gehörten die Sozialdemokraten offiziell dazu. Bis 1925 stellten sie den Staatspräsidenten, manchmal – allerdings selten – den Kanzler. Aber wer ihr Programm las, stieß auf revolutionäre Töne, die nicht zur soliden Reformarbeit passten. Und für die deutsche Rechte waren sie die Verräter, deren Dolchstoß in den Rücken der Armee Versailles erst möglich gemacht hatte. So wurden sie auch behandelt, als ein Hitler „in der Demokratie mit der Demokratie die Demokratie beseitigt“ hatte, wie er selber prahlte.

Blumhardt hat die Republik von Weimar nicht mehr erlebt. Er war 1919 in aller Stille gestorben, kein Pfarrer sprach an seinem Grab – er wollte dies nicht -, dafür der Sozialdemokrat Wilhelm Keil.

Als dann 1949 auf den Trümmern des Deutschen Reiches die Bundesrepublik gegründet wurde, geschah dies politisch vor allem als Bündnis von Christdemokraten und Sozialdemokraten, gemeinsam ein freies, demokratisches Deutschland zu bauen. Auch wenn inzwischen vieles geschehen ist, was dem widerspricht, so ist das Dokument dieses Bündnisses, das Grundgesetz, nicht umstritten. Seit dem Programm von Godesberg 1959 ist für alle klar: Die Sozialdemokraten gehören dazu, mit Haut und Haaren. Die Bundesrepublik Deutschland, die alte und erst recht die neue, ist ihr Staat. Was würde Christoph Blumhardt dazu sagen?

Angenommen, er, vielleicht nicht der Blumhardt von 1899, sondern der von 1915 käme nach Stuttgart in die Parteizentrale oder gar in den Landtag? Was würden wir tun?

Christoph Blumhardt hat sich in seinem Leben über vieles gewundert. Er hat die Fähigkeit zu staunen nie verlernt. Und so würde er auch im Stuttgart des Jahres 2014 staunen, nicht nur über den unwirtlichen Bahnhof.

Und wir würden ihm zeigen, was inzwischen geleistet wurde, nicht nur von uns, aber eben auch mit uns.

Dass es ab nächstem Jahr einen Mindestlohn geben wird: Vielleicht würde Blumhardt nachfragen, was man damit kaufen und bezahlen kann. Denn rechnen konnte er.

Dass wir ein Betriebsrätegesetz haben, ja ein ausgefeiltes Arbeitsrecht, das würde ihn interessieren: Was bedeutet das für die einzelnen Arbeiter, die Arbeiterin, würde er fragen.

Mitbestimmung: Wo wird sie praktiziert und wie? Da hätten wir manches zu erklären.

Und wie ist das mit den Schulen? Wirklich? Gibt es immer weniger Kinder? Das war noch 1919 kein Problem. Ja, die Gymnasien gibt es noch, aber wir geben uns Mühe, jedem Kind seine Chance zu verschaffen.

Und die Mädchen? Wirklich? Machen mehr Mädchen das Abitur als Buben? Überhaupt, es gibt fast so viele Ministerinnen wie Minister! Das war keine der Forderungen Christoph Blumhardts gewesen. Sein Staunen hat in sich ein wenig Bewunderung.

Sozialdemokratische Ministerinnen und Minister, in Stuttgart und Berlin. So ganz selbstverständlich ist dies auch heute nicht, aber immerhin.

Und die Kirche? Sie hat sogar Akademien, die sich um die Blumhardts kümmern. Und auch der Landesbischof und der Oberkirchenrat reden mit großem Respekt von Christoph Blumhardt. Wirklich? Und Sozialdemokraten arbeiten auch in dieser Kirche und für diese Kirche!

Der Besucher Christoph Blumhardt, bescheiden wie er immer noch ist, fände manches recht erfreulich, würde es auch loben, aber er möchte wohl Zeit haben, all die neuen Eindrücke zu überdenken.

Am nächsten Tag wäre er noch genauso neugierig, genauso bescheiden. Wir würden ihm zeigen, was aus den Autos, die er schon gesehen hatte, inzwischen geworden war und dass die Reichen in China scharf waren auf einen Mercedes.

Schließlich würde Blumhardt sich bedanken für unsere Mühe, auch dafür, was er Neues gelernt hat.

Dann aber könnte die Frage kommen: Und ist das alles?

Nein, natürlich nicht, wir könnten noch vieles berichten über die Energiewende, über Europa, über die Raumfahrt.

„Nein, so war meine Frage nicht gemeint. Das alles glaube ich Euch ohnehin. Wir wollten doch damals eine ganz andere Gesellschaft.

Gibt es immer noch ganz Reiche und ganz Arme?“ Ja, leider.

„Immer noch so viele psychisch Kranke?“ Ja, vielleicht sogar mehr als früher.

„Wieviele sind im Gefängnis?“ Viel weniger als in Amerika, aber immer ziemlich viele.

„Wie steht's denn mit den Ellbogen? Sind sie wichtig? Wie geht's denen, die keine haben?“

Unsere Antworten werden zurückhaltender, wir beginnen, uns zu verteidigen. Einer schildert, wie über die ganze Erde – und da gehört Württemberg eben dazu – eine marktradikale Welle hinwegging, seit den Achtzigerjahren, und sie wirke immer noch nach.

Da will Blumhardt Genaueres wissen. Ja, für die Marktradikalen gilt nur der Wettbewerb, nur die Leistung – die sie mit dem Erfolg verwechseln. Sie reden sogar von der „Marktgerechtigkeit“. Danach ist eben alles gerecht, was der Markt bewirkt, ob jemand nun 2 Euro in der Stunde oder 2 Millionen im Jahr verdient.

„Das wäre ja schlimmer als zu meiner Zeit“, wirft Blumhardt ein. Und erntet keinen Widerspruch.

„Habt Ihr einen Gegen-Entwurf?“

Wie meinst Du das?

„Wenn ich richtig verstehe, dann wollen die Marktradikalen eine marktradikale Gesellschaft, wo für alle gesorgt ist, weil jeder für sich selber sorgt.“

Ja, genau so ist es, und genau so sagen sie es auch.

„Und was ist Eure Antwort?“

Das halten wir natürlich nicht für richtig!

„Und wie haltet Ihr dagegen?“

Na ja, wir haben natürlich auch ein Grundsatzprogramm.

„Und was steht da drin?“

So genau weiß ich das nicht, aber jedenfalls etwas anderes.

„Ja, ja, das kenn' ich, wer liest schon Programme? Ich meine: Könnt Ihr einem Arbeitskollegen oder einer Kollegin das Bild einer anderen Gesellschaft malen, vielleicht nur in ein paar Strichen, die ganz anders ist, die etwa nach dem Galaterbrief funktioniert: ‚Einer trage des andern Last‘?“

Ehrlich gesagt, das können wir nicht.

„Schade, denn weil ich Euch das zutraute, bin ich einst zu Euch gekommen.

Vielleicht schafft Ihr's doch noch!“

Christoph Blumhardt ist nicht böse, nicht einmal streng. Er hat gelernt, mit Enttäuschungen zu leben. Und die Hoffnung nicht aufzugeben. Umso eher dürfen wir uns von seinen Fragen umtreiben lassen.